Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1918

150 (30.3.1918) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 13

Visual Library

Nr. 13 Karlsruhe, 30. März 1918 Erscheint Samstags

Der Weg, auf dem eine Regierung zu Grunde geht, ist der, wenn sie bald dies, bald jenes tut, wenn sie heute etwas zusagt und dies morgen nicht mehr befolgt. Eine Regierung muß nicht schwanken; hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie, ohne nach rechts oder links zu sehen, vorwärts gehen; kommt sie ins Schwanken, so wird sie schwach, und darunter leidet das ganze Staatswesen.

Otto v. Bismarck (6. Februar 1868 im preußischen Landtag.)

Stille.

In der Ostschweiz kenne ich einen Wald, wie ich wohl keinen je sah. Er führt vom hochgelegenen Gebirgsdorf hin an der Seesaplana, man muß, will man diese Königin der Berge besteigen, durch den Wald bis zur ersten Schutzhütte wandern. Er ist in seiner Märchenhaftigkeit kaum zu schildern. So dicht stehen die Tannen, daß selbst bei strahlenden Himmel Dämmerung darin herrscht. Wenn man im Hochsommer von der selbst in der Höhe oft drückenden Hitze in diesen Wald tritt, so empfindet man eine körperliche und seelische Wohltat., ein Gefühl, als nehme uns eine unsichtbare Hand alles ab, was draußen beschwerte und trotz dem Traumzustand in dem der Märchenwald einem versetzt, fühlt man neue Wunderkräfte Körper und Seele durchwirken. Gedanken, die sonst schliefen, werden wach, Fernes rückt nah, Unwirkliches wird zur Wirklichkeit. Eine so tiefe Stille herrscht in dem Wald, daß nichts, aber auch nicht der leiseste Ton das Schweigen unterbricht. Unter den Tannen wachsen glitzernd und glimmernd auf zerstreuten Felsblöcken Kristalle, jeder Block ein Wunder der Gesteinwelt! Moose von seltener Schöne klammern sich an den Stein. Tiefe Stille. — Nur einmal im Tag schreitet wie auf samtenen Hufen ein Maultier, bepackt mit Proviant, den einsamen Weg, geführt von dem Vorführer aus der letzten Hütte des Dorfes. Die Glocke, die das Tier um den Hals trägt, hat einen gedämpften Ton, sodaß das leise Läuten beim langsamen Bergaufschreiten das das Märchen vervollständigt, das hier geheimnisvoll webt. Beim Ausgang des Waldes sagt das Stein- und Felsenmeer der Seesaplana dicht vor den erstaunten Blicken auf, groß, überwältigend, erhebend. Ein steiler Saumpfad führt da hinauf. — Nur schwindelfreie können ihn gehen, selbst ihnen drohen dabei tausend Gefahren.

Warum ich so oft an diesen Wald denken muß, in dieser Kriegszeit? Weil die Sehnsucht nach Stille in der furchtbaren Ruhelosigkeit unserer Zeit immer mächtiger wird. Wir kennen ein Ausruhen ohne Stille und eine ohne Ausruhen. Wir kennen nur ein Aufnehmen von Eindrücken aus dem Leben, den Büchern, den Zeitungen, ein Ausfüllen des Gehirns mit diesen uns „unentbehrlichen" Dingen, die jeder Tag in neuer unheimlicher Fülle bringt — wann aber bleibt Zeit, alle diese Eindrücke zu sichten und zu verarbeiten, das Wertvolle vom Wertlosen zu unterscheiden? Wer ernst und tieferblickend in das rastlose Treiben der Städte blickt, der kann in den Gesichtern lesen, daß die Stille ihnen fern liegt, daß sie sie kaum mehr kennen. Der geistige Arbeiter greift, oft aus Idealismus, oft auch gezwungen von der Not der Zeit, zu allzuvielen Tätigkeiten, ohne sich Rechenschaft zu geben, daß er unmöglich bei solcher Zersplitterung im Einzelnen Großes, bleibendes leisten kann. In der Beschränkung zeigt sich von je der Meister!

Die tiefe innere Stille, die uns allen not tut, sie ist dem Wesen Einzelner aufgeprägt, und so wir diesen begegnen, geht ein Aufatmen durch unsere Seele! Ich denke an den großen Maler unserer Zeit, Hans Thoma, der in seinem Büchlein von der „zwischen Zeit und Ewigkeit flotternden Seele" ein Wort über diese Stille sagt: „Die Seele hat die Fähigkeit mit der Unendlichkeit sich zu vereinigen. Frieden zu finden vor all der Unruh, die tobend die Welt erfüllt."

Die diese Stille kennen, sind gerade die geistig Lebendigsten unter uns, die mit festem Willen ihr Leben meistern und es sich nicht zerbröckeln lassen von den unabhängig heranschlagenden Wogen. Kennten wir die Stille — wie ganz anders würden wir große Eindrücke aufnehmen, wie ganz anders sprächen Werke der Kunst zu uns, für die wir dann innere Sammlung und Aufgeschlossenheit mit brächten. Nun geht man aber aus dem Schnellzug der Tagesarbeit zum „Kunstgenuß", der Kopf erfüllt von hunderttausend der Kunst oft ganz entgegengesetzten Dingen — unvorbereitet, oft auch müde und abgespannt und hört — Beethoven, hört seine aus einer Welt des Ringens und Leidens entsprungenen Töne! Sie schließen eine Kraft in sich, den Menschen tausendfältig zu beglücken, zu befreien, zu erneuern. Aber sie verursachen meist nur vorübergehend wohltuende Gefühle, die morgen schon Flugsand des gewohnten Alltagswegs verschüttet werden. Ich beobachtete, wie Menschen bei Offenbarungen höchster Kunst im Theater, Konzertsaal oder in der Bilderausstellung — die Pausen im Hören oder Sehen ausfüllen mit sofortiger Rückkehr ins Alltägliche, ja oft Profane, oder mit kleinlichen Aussetzungen an der Aufführung, statt das Erlebte nachwirken zu lassen, statt schweigend nach innen zu lauschen, wo eine angeschlagene Saite weiter schwingen möchte, die das Geschwätz aber zum Verstummen bringt.

Man muß staunen, wie kurz die Wirkung des Kunstwerkes auf die Menschen ist! Warum? Aus Mangel an Stille! Und aus eben dieser Ruhelosigkeit, Hast und Zersplitterung heraus schreiben viele Menschen heute Bücher, Aufsätze, Musik, malen sie ihre Bilder — und man fühlt all diesen Früchten an, daß sie hastig vom Baum gepflückt und zu Hunderten in die Körbe der Oeffentlichkeit geworfen wurden, des Verdienstes, des Genanntseins wegen. Nicht allzu häufig aus inneren seelischem Drang, den Menschen damit helle Lichter an die dunkle Lebensstraße zu stellen. Wäre dem so, wie viele würden aufgerüttelt aus dem Schlafleben, aus dem Gewohnheitstrott, aus dem Geschäftstrieb, der selbst in der Kunstwelt immer mehr an Stelle der Kunstpflege tritt.

Die Stille im Sturm der Geschehnisse, die Kraftspendende Stille brauchen die Gebenden fast noch mehr als die Nehmenden, denn sie tragen die Verantwortung für die Saat, die sie ausstreuen, wo immer ihre „Kanzel" stehen mag. Ihnen möchte ich das Gleichnis des schweigenden Waldes dort im Schweizer Hochland vor die Seele stellen. Könnten sie doch aus der sengenden Glut der Arbeit oder aus dem Vielerlei des lauten Tages den Weg dahin finden und in der Stille ihr verborgenes „Ich" wiederfinden. Ich glaube der Wald des Schweigens würde zum tiefsten Erlebnis ihres Lebens werden. Ein wundersames Aufleuchten auf den harten Steinen am Wege würde ihnen die Geheimnisse der Höhe verraten, zu der sie emporsteigen, Wunder, die im gewohnten Alltagsleben kaum mehr gekannt, kaum noch geahnt wurden.

Daß die Wälder des Schweigens und der Stille vor den Bergeshöhen der Geisteswelt liegen, hat wohl tiefen Sinn. Die aus der Stille kommen, haben ein Leuchten in den Augen, das uns nicht losläßt und sie tragen den Hauch der Höhe hinein in die unruhvollen Gassen des Lebens.

Der Maler Steinhausen spricht in einem seiner feinen Gedichte von einem unsichtbaren, im Wald verborgenen Tempel, dessen Türen weit offen stehen, zu dem aber niemand den Weg findet. Sollte er damit nicht auch jene Stille meinen, die wir zu verlieren scheinen im Vielerlei unseres gegenwärtigen Lebens?

Der Weg zu dem Wald der Stille führt nicht nur durch's Schweizer Hochland, sondern mitten durch unser tägliches Leben — es gilt nur ihn zu finden. (C. F.)

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

Ostern.

Es wölbt die Nacht im Schein der Sterne
Den Himmelsraum,
In weiter sonnenheller Ferne
Heben sich kaum
Die Frühlingsblüten mit leisem Beben.
O du heiliges süßes Erdenleben
Erwach' vom Traum!

Aus allem Sterben, aller Gräber Stille
Blüht neuer Glanz,
Pochender, junger Sonnenwille
Windet den Kranz,
Glückhafte Stimmen zum Himmel steigen,
Grünende Zweige sich zärtlich neigen
Im Flimmerglanz.

Nun hebt auch ihr euch auf aus all dem Bangen
Und zaget nicht!
Die schmerzende Fessel, die euch gefangen,
Zerbricht, zerbricht!
Sehet, die strahlenden Engel schreiten
Ueber die wachende Erde und breiten
Siegendes Licht!

W. A. Krannhals, im „Türmer".

Ostereierpoesie und -Humor.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Wenn im Lenz der Sonnenbogen immer höher sich wölbt und unter dem wärmenden Scheine des Tagesgestirns die Saatfelder und Wiesen neu grünen, dann machen, wie es Goethe so anschaulich schildert, die Städter ihren Osterspaziergang „hinaus, hinaus ins freie Land." Das ist die Zeit, wo auch die Hasen ihr lustiges Wesen treiben und die Hühner mit dem Eierlegen sich nicht genug tun können. Gleichwohl gehören „Osterhasen" und „Ostereier" geschichtlich nicht zusammen, und naturgeschichtlich erst recht nicht. Erst im 18. Jahrhundert hat irgend ein müßiger Kopf eine solche wüste Ausgeburt der Phantasie ausgeheckt, und es ist bekanntlich kein Narr so groß, daß nicht ein noch größerer seine Narrheit glaubt. So hat man in der Folgezeit nicht nur Nester mit Osterhaseneiern in Museen ausgestellt, sondern in Ansbach auch noch ein in klassischem Jägerlatein abgefaßtes „Protocollum actum von dem Herzoglichen Jägerhause, den 28. Juli 1758" dazugelegt, das wesentlichsten Stücken folgendermaßen lautet: „Nachdem von dem herzoglichen Wildmeister Bolz die Anzeige geschehen, daß bei dem Förster Fuhrmann ein Haas, den er als jung aufgezogen, etliche Eier gelegt haben soll und solche Sache, weil es eine sehr seltene Begebenheit und Rarität, Serenissimo vorgetragen, als haben Höchstdieselben allergnädigst befohlen, besagtem Förster den Befehl zuzufertigen, daß er sogleich den Haasen nebst den Eyern wohlverwahrt anherobringen und sich darüber ad Protocollum vernehmen lasse, damit solche Eyer nebst dem Haasen, der die gelegt, in der Kunstkammer zur Rarität aufbewahrt und diese seine Aussage als ein glaubwürdiges Attestat beigelegt werden könne. Sonach findet sich genannter Förster, 62 Jahre alt, geziemend ein und sagt, er habe den Hasen, als er mit seiner Frau auf Kirchweyh gegangen, unterwegs an einer Eychen gefangen und mit nach Hause getragen. Dieser Haas, den er mit Saamen und Getreyde aufgezogen, habe das Frühjahr darauf im Monat März in einer althölzernen Truhen, worin er beständig eingesperrt gewesen, ein Ey, so groß wie ein kleines Hühnerey, gelegt. Anno 1757, auch im Monat März, habe solcher ein zweites und im April das dritte, dann 1758 in obiger Zeit in etlichen Wochen das vierte und fünfte gelegt, welche vier letztern ganz rund geformt gewesen seien. Von diesen fünf Eyern habe eins Herr Reichs-Erzmarschall Graf von Pappenheim geöffnet, worin nichts als weißes Wasser gewesen." Endet hiermit seine Aussage, daß er solche im Falle Verlangens eydlich erhärten könne."

Hoffentlich hat man ihn mit der „scharfen Frage" verschont, denn was an der Sache Wahres ist, weiß jedes Kind. Vor allem in Baden, wo die Kinder um die Osterzeit mit überlegener Naturerkenntnis singen:

I woß, was i waß,
'S Hinkele isch der Has.

„Das Hühnchen legt die Eier!" In Wirklichkeit sind es aber nicht einmal Ostereier, sondern Gründonnerstagseier.

Von einem „Osterhasen" darf man immerhin mit Recht reden, denn der Hase, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, war der Frühlingsgöttin Ostara heilig und hat nach ihr, ebenso wie das Frühlingsfest, seinen allbeliebten, volkstümlichen Spitznamen. Das Ei aber steht in Beziehung zum Donnergotte, dessen Herrschaft nun wieder beginnt, und dem der grüne Donnerstag insonderheit geweiht war. Das leuchtende Dottergelb ist eine Leibfarbe, wie bei all den gelben Frühlingsblumen und bei den Tieren mit roten Pelzen. In Erinnerung daran pflegen wir auch heute noch — neben dem ersten jungen Gemüse — Eier und goldgelben Honig am Gründonnerstage zu essen und das Landvolk kennt auch sonst noch eine ganze Menge uralter, nun „abergläubisch" gewordener Bräuche, die darauf zurückgehen. Die Schalen der Ostereier werden so klein zerstampft, „das keine Hexe mehr darin nisten kann" (Holstein), und dann streut man sie übers Feld, um es gegen Donnerschläge und böse Wetter zu feihen. In vielen Gegenden vergräbt man ein Ei in dem Grunde, auf dem man ein neues Haus baut, um es vor Brandschaden zu bewahren, in andern wirft man ein Ei, wenn das Haus fertig ist, rücklings übers Dach, und gräbt es dort ein, wo es niederfällt, dem Blitze gleichsam den Weg — am Hause vorbei! — weisend; eins der vielen hübschen, alten Rätsel, die sich auf das Ei beziehen, verdankt diesem Brauche seinen Ursprung: „Weiß wirfst du's auf's Dach, und gelb kommts wieder herunter."

Für alle diese Bräuche ist aber, wie gesagt, nicht das Osterfest entscheidend, sondern der grüne Donnerstag. Allen Erstlingen des neuen Jahres, die man an diesem Tage zu genießen pflegt, schreibt der Volksglaube, und wohl mit Recht, besonders heilsame Eigenschaften zu; in erster Linie aber den Eiern, die man im Mittelalter übrigens auch nicht „Ostereier", sondern „der grüne Donnerstag" nannte. Deshalb vergißt auch ein echter Landmann sich selbst nicht, denn ein Gründonnerstagsei ist gut „gegen allerlei Brest und jeglichen eLibesschaden". So ist auf dem Lande — natürlich in Friedenszeiten — der weit verbreitete Brauch entstanden, daß jeder am Gründonnerstag oder Ostertag — Herr wie Knecht — soviel Eier essen darf, als er vermag; und ein guter Magen vermag viel! . . .

Daß die ältesten Oster- und Gründonnerstagseier nicht nur ein beliebtes Ostergeschenk bildeten, sondern auch bereits eifrigst „gesucht" wurden, unterliegt keinem Zweifel. Erinnerungen daran haben sich in eine Anzahl von Spielen erhalten, denen Kinder und Erwachsene in verschiedenen Gegenden um diese Zeit obliegen. Erst suchte man die Eier, nämlich draußen, in Wald und Flur, wo die wilden Vögel sie hingelegt hatten, und dann vergnügte man sich damit, mit den Gefundenen noch eine Weile zu spielen, wie die Katze mit der Maus, indem man sie wieder versteckte, oder einen Abhang hinunterrollen ließ, oder mit den Spitzen gegen einander stieß (Eierbicken) usw., bis man sie zuguterletzt alle miteinander aß. Für Geschenkzwecke wurden die Ostereier auch auf alle mögliche Weise schön verziert, namentlich bunt bemalt, und in der Farbenwahl wieder die leuchtenden Leibfarben des Donar: Rot und Gelb vor allem andern bevorzugt. Kirchlicher Sinn schmückte sie außerdem noch in anderer Weise: mit dem Bilde eines Engels, des Lammes mit der Siegesfahne, mit dem blutenden Herzen, Kreuz und Dornenkrone. Eine hübsche Sammlung solcher Eier aus den Haveldörfern, aus Vorpommern, und der sogen. Wendei befindet sich in Berlin im Märkischen Museum, eine noch sehenswerte in Wien im Museum für Völkerkunde; sie ist einzig in ihrer Art, denn sie ist infolge der bunten Völkerkarte Oesterreichs überaus mannigfaltig. Sehr gern werden solche Schenkeier auch mit einer Widmung oder Zueignung — in der sich eine tiefe Zuneigung bekundet — versehen. Ein solches Ostereierverschen, aus dem 16. Jahrhundert, lautet:

Ich, du, das Ei,
Das sind unser drei,
Teilen wir das Ei,
Bleiben unser zwei,
Einen wir uns zwei,
Bleibts bei einerlei.

Solch ein zierliches, rundes, feines Ei, mit zarter Schale und zartem, leckerem Inhalt, ist eben nicht nur ein Reiz für den Gaumen, sondern auch für Witz und Humor. Das spricht sich schon in dem uralten Weistum aus, das über den Gierzins folgendes bestimmt: „Wenn ein Gehofner (Hofpächter) schuldig ist, zweieinhalb Eier und er will nicht drei Eier geben, so soll er das dritte Ei auf seine Schwelle legen und es mit einem Messer entzwei schlagen. Fällt das weiße Stück binnen die Schwelle, so ist er dem Herrn um eine Buße verfallen, fällt es aber vor die Türe, so ist der Gehofener los." Hier wird schon auf die unberechenbaren Bewegungen des rollenden Eies Bedacht genom-

men, die der Volkswitz später durch folgendes anmutige Verschen kennzeichnet:

Hudeli Pudeli lag auf der Bank,
Hudeli Pudeli fiel von der Bank;
War kein Doktor im ganzen Land,
Der Hudeli Pudeli zu heilen verstand.

Solchergestalt gab das Osterei unsern Vorfahren, die so viel Freude an allerlei neckischem Rätselwerk hatten, immer neuen Anlaß, ihren Scharfsinn in immer neuen Wendungen zu üben. Bald nennt mans „ein Eimer ohne Reif", bald „ein Faß ohne Spund", bald „ein Fäßchen mit zweierlei Bier", oder „ein kleines weißes Faß, das sich öffnet und nicht schließt", oder man sagt: „Haus voll Essen — Tür vergessen", oder in gebundener Form:

Es ist ein kleines Häuschen,
Hat weder Tür noch Fensterlein,
Und doch wächst darin Fleisch und Bein.

Schließlich aber sind die Eier nicht zum Spielen und auch nicht zum Witze- und Versemachen da! Ein Osterei, auch wenn es nicht aus der Schokoladenfabrik oder gar vom Goldschmied stammt, — wenn es nur schlicht eine Henne gelegt hat, ist heutzutage eine Kostbarkeit und ein Leckerbissen geworden, den sich eigentlich ein gesunder Mensch garnicht mehr gönnen darf, mit Rücksicht auf die vielen Leidenden, Verwundeten und Kranken, die der Eier vor allem nötig bedürfen! Konrad von Würzburg rechnete Eier zu den minderwertigen Dingen wie Stroh und Haar und Bohne, „nicht die Bohne!" Wir lesen in seinem „Trojanerkrieg": „Deine Rede hilft (gilt) nicht ein Ei". Im Ausgange des 13. Jahrhunderts kostete in Dresden eine Mandel Eier (16 Stück) 1 Pfennig, hundert Jahre später 2 Pfennig, im Jahre 1570 wurde bestimmt, daß sie einen Groschen kosten solle. Während der Belagerung von Paris, im Jahre 1871, kostete dort ein Ei 40 Pfennig, bei uns „soll" es jetzt 30, 40, 50 Pfennig kosten, aber selbst das Doppelte wird mit Freuden schon dafür bezahlt. So ist auch das Osterei mit in die große Umwertung aller Werte einbezogen worden, die dieser große Krieg mit allem vornimmt, das uns umgibt. . . . .

August Strindberg und Elsaß-Lothringen.

Der Begeisterungsrummel für Elsaß-Lothringen, den Poincaré, Clemenceau und ihr Schildknappe Pichon mit ihren Revanchereden und Enthüllungen soeben wieder in Szene gesetzt haben, will nicht nur die stark abgeflaute Begeisterung ihrer Landsleute im Hinblick auf dieses höchste gallische Kriegsziel von neuem aufpeitschen, sondern ist nicht weniger auf Neutrale vom Schlage der Herren Branting und Genossen in Stockholm berechnet, die in unserm zähen, einmütigen Festhalten an den mit so viel deutschem Blute gedüngten Reichslanden einen Stein des Anstoßes für ihre pazifistischen oder, bei Lichte besehen, verbandsfreundlichen Bemühungen erblicken. Unter diesen Umständen ist es, so schreibt die „Köln. Ztg.", von Interesse, zu hören, was Schwedens größter neuzeitlicher Dichter einmal an versteckter Stelle über die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens geäußert hat. In seinem 1885 geschriebenen lehrreichen Werke „Unter französischen Bauern" kommt August Strindberg bei einer Fahrt von Basel nach Frankreich, die er in einem Abteil mit einer „eroberten Familie" zurücklegte, auch auf die elsässische Frage zu sprechen und sagt:

„Warum war es jetzt ein größeres Verbrechen von Kaiser Wilhelm, ein altes, deutsches Land zu annektieren, als damals, da der französische König Louis es von Deutschland nahm? Wollte Frankreich von Priorität sprechen, so hätte Deutschland noch mehr Recht dazu. Von 1 050 000 Elsässern sollen 60 000 Französisch sprechen. Was hat das zu bedeuten? In Preußen, Rußland, Oesterreich, England und Italien gibt es Millionen, die Französisch sprechen, da ja alle gebildeten Europäer glauben, Französisch lernen zu müssen; und die Sprache der ländlichen Bevölkerung im Elsaß ist eine alemannische Mundart, recht ähnlich dem Schweizer Deutsch. Hier spricht also wenigstens kein Sprachelement für die Ansprüche der Franzosen. Und die Kultur, die seit Ludwig XIV. das Land beglückt hat, ist nicht so französisch, wie die Kultur deutsch war, die einst zu Vertretern Otfrid (Evangelienharmonie), Johann Tauler, Erwin von Steinbach, Johann Gutenberg, Sebastian Brant hatte. Selbst Erckmann und Chatrian sind so germanisch wie möglich in ihren sentimentalen, in dürftigem Französisch abgefaßten Revancheromanen."

Angesichts der von den Verbandsmächten beliebten Fälscherkünste und Unterstellungen mag betont werden, daß Strindberg damals durchaus nicht unter deutschem Einfluß stand, deutschen Boden nur flüchtig betreten hatte und sein Name bei uns nur in engern literarischen Fachkreisen bekannt war. In dem ersten Bande seiner Selbstbiographie erzählt er von sich und seinem Vater: „Dem Deutsch-Französischen Krieg gegenüber verhielten sie sich ziemlich neutral. Als romanisierte Germanen liebten sie den Deutschen nicht. Sie fürchteten und haßten ihn als ältern Bruder eines Vaters, der ein gewisses Alterrecht vor dem Schweden hatte, aber sie vergaßen auch nicht, daß das siegende Preußen eine schwedische Provinz gewesen. Der Schwede war mehr Franzose geworden, als er wußte, und jetzt fühlte er sich verwandt mit der geliebten Nation." Gerade in der Mitte der achtziger Jahre betrachtete Strindberg auch Paris und die französische Schweiz als seine zweite Heimat, begann in französischer Sprache zu schreiben und sich um französische Uebersetzungen seiner Werke zu bemühen. Sein Zeugnis in der elsaß-lothringischen Frage muß mithin als ein von einseitiger Vorliebe für Deutschland völlig ungetrübtes gelten.

Die Entwickelung des medizinischen Frauenstudiums.

Die mit dem medizinischen Frauenstudium gemachten Erfahrungen und die sich hieran knüpfenden Aussichten über die Zukunft sind jetzt insofern besonders aktuell, als die medizinische Betätigung der Frauen im Laufe des Krieges von immer größerer Bedeutung wurde. Die Urteile über den praktischen Wert dieses Frauenstudiums gingen meist vielfach auseinander, auch heute sind große Mediziner verschiedener Ansicht hierüber, im Rahmen einer Serie von Ausführungen über dieses Thema in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift ergreift jetzt auch der frühere Rektor der Baseler Universität, Geh. Rat H. Fehling, das Wort, um zur „wissenschaftlichen und praktischen Qualifikation der weiblichen Studierenden und Assistenzärztinnen" Stellung zu nehmen. Das berühmte Schlagwort vom „angeborenen Schwachsinn des Weibes", wie es Möbius geprägt hat, erscheint schon dadurch widerlegt, daß das ausgewachsene Weib ein Hirngewicht von 1/35 ihres Körpergewichtes aufweist, der Mann nur 1/36. Die Unterschiede machen sich bereits beim Studium bemerkbar. Allgemein wird festgestellt, daß das weibliche Geschlecht Anlage zum sog. Musterschüler hat. Viele weibliche Studierende stehen hinsichtlich der theoretischen Kenntnisse in der ärztlichen Vorprüfung, vielfach auch noch im Staatsexamen, ihren männlichen Kollegen voran. Als Hauptgründe hierfür kommen der Fleiß und die geringe Ablenkung durch Studentenleben in Betracht. Die Durchschnittsnote der weiblichen Studierenden im Staatsexamen pflegt höher zu sein, bei der praktischen Arbeit aber ändert sich dieses Verhältnis in auffallender Weise. Selbst die theoretisch glänzend geschulten Medizinerinnen können bei der Umwertung des Theoretischen ins Praktische, bei der Notwendigkeit medizinisch-logischen Denkens, rascher Entscheidung für praktisches Handeln und in ähnlichen Fällen versagen.

Ueber die Weiterentwickelung der weiblichen Studierenden in der Praxis liegen interessante Angaben von Prof. Bumm vor. Von den seit 1908 in Berlin immatrikulierten weiblichen Studierenden gelangten nur 60 Proz. zur Ausübung eines ärztlichen Berufes, 40 Proz. gaben ihn auf. Fehling betont, daß dies gegenüber seinen im Jahre 1891 gemachten Feststellungen einen erheblichen Fortschritt bedeute. Eine damals bei den Dekanen von Zürich, Genf und Bern veranstaltete Rundfrage ergab, daß von 789 immatrikulierten weiblichen Studierenden nur 141, also nur 18 Proz. sich den Doktortitel erworben, nur 26, also 3,3 Proz. die abschließende Staatsprüfung abgelegt hatten. Hiernach wäre festzustellen, daß die Verhältniszahl der weiblichen Studierenden, die auch den Uebergang in die Praxis vollziehen, sich in aufsteigender Linie entwickelt.

Ueber die praktische Qualifikation der Assistenzärztinnen konnten im Frieden keine nennenswerten Erfahrungen gesammelt werden in der Kriegszeit jedoch gestalteten sich die Verhältnisse hierfür viel günstiger. Es wurde notwendig, weibliche Assistenzärzte in erhöhten Maße heranzuziehen, und die Erfahrungen waren auch hinsichtlich der Assistenz bei Operationen ausgezeichnet. Wie später solche Frauen sich als selbständige Leiterinnen eines Spitals bewähren, konnte bis jetzt noch nicht beobachtet werden. Wissenswerte Angaben werden schließlich über die im medizinischen Beruf bleibende verheiratete Frau gemacht.

Wie Bumm, so ist auch Fehling der Ansicht, daß es nicht möglich ist, zwei Berufe gleichzeitig auszuüben, nämlich den der Hausfrau und Mutter und den des Arztes. Darunter müsse entweder der Beruf oder aber die Familie leiden. Nach den Feststellungen von Bumm hat von 40 Proz. welche den schon erreichten Beruf aufgaben, über die Hälfte geheiratet. Von den in die Ehe getretenen weiblichen Studierenden üben aber nur 35 Proz. eine berufliche Tätigkeit aus.

Aus Welt und Leben.

Der Birkenwein. Im Hinblick auf den Mangel an erfrischenden, gesunden und dabei billigen Getränken lenkt Dr. Praxler im „Prometheus" die Aufmerksamkeit auf den Birkensaft, der im Winter ein allen genannten Anforderungen vorzüglich entsprechendes Getränk zu bieten vermag. Von jedem kräftigen Birkenbaum kann man innerhalb weniger Tage durch Bohrung eines 4—5 Zentimeter schief aufwärts in den Stamm

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

gehenden, ungefähr bleistiftstarken Loches 25—35 Liter Birkensaft erhalten. Am praktischsten ist es, in das Loch ein passendes Schilfrohr zu stecken und den Saft durch dieses in ein Gefäß ablaufen zu lassen. Am saftreichsten sind die Bäume natürlich vor dem neuen Austreiben während der Winterrast, aber auch sonst läßt sich das Verfahren mit Nutzen anwenden. Den Birkenwein stellt man aus diesem Saft mit Zusatz von Hefe, Weinsäure und einer geringen Zuckermenge her. Auch gesundheitlich ist der Genuß dieses Weines von Vorteil, da der Birkensaft erwiesenermaßen das Blut reinigt. Nicht von der Hand zu weisen ist der Hinweis, daß die Herstellung des Birkenweins in größeren Mengen schon wegen der Weinteuerung, des Bier-, Kaffee- und Milchmangels auch den mit Schwierigkeiten kämpfenden Kaffeehäusern nützlich sein könnte.

○ **Der verkannte Akademiefrack.** Der Modephilosoph der Sorbonne, Prof. Henry Bergses, wohnt in einem sehr stillen Pariser Viertel, wo er von den Nachbarn, die ihn vom Sehen kennen, als bescheidener Privatgelehrter betrachtet wird. So kam, daß die Nachbarn auch nichts davon erfuhren, daß Herr Bergses zum Mitglied der Akademie der Unsterblichen ernannt worden war. Nicht gering war daher das Erstaunen der Leute, als sie eines Tages den stillen bescheidenen Herrn in einem seltsamen Aufzug aus dem Hause treten sahen: er trug einen grünen, uniformähnlichen Frack mit goldgesticktem Kragen, einen mächtigen Zweispitz und außerdem einen glänzenden Degen. „Sieh mal an," sagte eine Portierfrau, „jetzt haben sie auch den kleinen Alten von drüben eingezogen. Na, es ist auch weiß Gott die höchste Zeit."

Fröhliche Ecke.

Wahre Geschichtchen aus der Sprechstunde eines Arztes.
M. G., 30 Jahre alt, Schreiner. Hat gelbsüchtiges Aussehen.
„Haben Sie denn nicht Jucken in der Haut?"
„Hä?"
„Ob Sie sich nicht öfters kratzen müssen?"
„Naa, dös brauch ih net, dös muaß mei Frau tun!"

*

K. Z., 16 Jahre alt, Kaufmannslehrling.
„Sie haben Schmerzen im rechten Ohr?"
„Ja."
„Warum tragen Sie dann auch Watte im linken Ohr?"
„Daß kein Gegenzug ist, Herr Doktor."

*

Auf der ersten Balkonreihe des Stadttheaters einer Thüringer Kriegsindustriestadt sitzen mehrere Damen in eleganten Theater-Roben. Nach dem ersten Akte erblickt die eine der Damen im Parkett eine Bekannte und begrüßt sie laut mit den Worten:
„Ju, Mächen, wu kömmst än Du her, ich denke, Du bist in Nachtschicht?"

*

Zeichen der Zeit. Der Herr des Hauses: „Ich weiß nicht, wohin meine Bartwichse jetzt immer verschwindet! Du Emma, sei aufrichtig, nimmst Du sie vielleicht zum Kochen?"
(„Jugend".)

*

Der frisch geadelte Herr F. wandte sich an das Staatsarchiv zu X. mit der Bitte um genaue Ermittlungen über Lebensweise, Stand und Berüf seiner Ahnen. Er wollte eine Familienchronik schreiben lassen. Folgender Bescheid ging ihm zu: „Ew. Hochwohlgeboren teilen wir hierdurch mit, daß aus den Akten der letzten zweihundert Jahre nur festgestellt werden konnte: „Ew. Hochwohlgeboren Herr Großvater und Ew. Hochwohlgeboren Frau Großmutter haben die Jahre 1808—1812 im im Zuchthause zu Jauer zugebracht. Für unsere Bemühungen erlauben wir uns, achtzehn Mark per Nachnahme zu erheben."

*

Ich operierte vor einem Jahr einen Arbeiter, der infolge alter Geschwürsnarbe eine Verengerung des Magenausganges hat und stark abgemagert ist, da die aufgenommenen Speisen im Magen liegen bleiben und nicht in den Darm weitergeschoben werden. Nach Entfernung der hindernden Narbe und Anlegung eines neuen Magenausganges erholte er sich rasch und nahm um sechzig Pfund zu. Nun kommt die Frau zu mir und klagt: „Herr Doktor, die Sache ist nichts — das Loch im Magen ist zu weit — mein Mann ißt jetzt zu viel! Das geht nicht! Seit vierzehn Tagen trägt er alle Kleidungsstücke meiner Töchter, Stück für Stück, zu den Bauern aufs Land, um sie gegen Lebensmittel umzutauschen. Bald haben meine Töchter nichts mehr zum Anziehen! Bitte, machen Sie baldigst die Oeffnung im Magen wieder kleiner!"

*

Beim Vormarsch in Italien erlauscht: Jäger H. zum Jäger W.: „Hoft scho g'hört, de Gruppe Stein hot fünfzigtausend Gefangene g'macht." — W.: „Ja freili — wir müasse alleweil auf d' Berg naufrenna, und de andern machen Gefangene!" — Depp, saudummer, mir g'hörn ja zur Gruppe Stein!" — W." „Gell, i sog's ja — mir wann net waar'n!"

*

Kürzlich besuchte ich einen Jugendf[illegible] ich seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Es war i[illegible] n noch schlechter ergangen als mir, er war ein ganz [illegible] fel geblieben. Als ich ihn darum bat, mit mir zusam[illegible] Spaziergänge zu machen, um die Stätten unserer ei[illegible] denkenden zu besuchen, fügte ich gleich hinzu, daß er [illegible] inen Verlust haben sollte, ich hätte seinen Taglohn [illegible] ie Reis kosten hinein gerechnet. Er war mit Vergnüger[illegible] d wir streifen den ganzen Tag umher, kriechen in die [illegible] e einst un'ere „Burgen" waren, staunen, wie sehr die [illegible] seit un'eren Jahren gewachsen sind und leben ganz d[illegible] ung. Schließlich, es war nahe dem Abend, will ich no[illegible] Krähenhütte einen Besuch abstatten, die uns oft als [illegible] hdach gewesen war. „Das geht nicht mehr", sagte er, u[illegible] nlich bedauernd an, „oder du mußt allein gehen; ich habe jetzt Feierabend." Tatsächlich läutete gerade die Sechs-Uhr-Glocke.
(„Simplizissimus".)

Rätsel-Ecke.

Rösselsprung.

	hell	wun	winter	im	
der	sind	welt	morgen	dich	qual
klin	oster	**Oster-morgen**		übers	glanz
scheucht	schöne			und	grüß
ten	gen	sorgen	feld	durch	ken
	ver	wirk	glok	gott	

Wortspielrätsel.

Man suche 6 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umänderung eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die bei den Wörtern unter b neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang einen Zeitabschnitt bezeichnen.

a.		b.
1. Körperteil	—	Getränk.
2. Himmelskörper	—	Mineral.
3. Körperteil	—	Vorname.
4. alte Stadt	—	Farbe.
5. tierischer Stoff	—	Form des Wassers.
6. Pflanzenteil	—	Empfindung.

Logogriph.

i des Studenten Freude.
a kommt von einem Tier.
u ist famos vor allem,
Mein liebes Kind, an dir.

Auflösungen.

Auflösung des Diamanträtsels aus voriger Nummer:

K
R a d
B i r k e
B a s t i o n
K a r t o f f e l
H a l f t e r
H a f e r
R e h
l

Richtig gelöst von: Friedrich Helfers, Liesel Maier, Lenni Günther, Fritz Baßler, sämtliche hier; Marg. und Elschen Bopp in Baden-Baden; Johanna Dreifuß in Königsbach.

Auflösung des Scherzrätsels aus voriger Nummer:
Eroberer.

Richtig gelöst von: Lina Günther, Minna Flamm, Wilhelmine Schneider, Rosa Friedenauer, Liesel Ritter, sämtliche hier; Gretel und Charlotte Dreifuß in Königsbach; Mina Günther in Gaggenau; Therese Rosenpläuter in Baden-Baden.

Verantwortlich: Chefredakteur Walther Günther. — Druck und Verlag der „Badischen Landeszeitung", G. m. b. H., in Karlsruhe.